

Neuere Ansätze in der Anthropogeographie*

Wenn man die Aufsätze in verschiedenen geographischen Zeitschriften durchsieht, dann zeigt sich auch heute noch – inzwischen 15 Jahre nach Kiel – die Tendenz zu ständiger Kritik an bisherigen geographischen Konzeptionen und deren Vertretern. Obwohl dies teilweise intellektuell sehr anregend ist und sicher wichtig für die Klärung von Standpunkten: irgendwann müssen die Konsequenzen in Form von Neuvorschlägen gezogen werden, um das Fach weiterzubringen – wenn man nicht mit einigen völlig Resignierenden übereinstimmt und meint, daß die Institution Geographie am besten ganz aufzulösen sei.

Das gilt auch für das Problem des «Handlungsbezugs» von Wissenschaft. Die Diskussion des Gedankenguts von Kritischem Rationalismus und Kritischer Theorie sollte allmählich als abgeschlossen gelten. Um gleich einen persönlichen Standpunkt zu klären: ich vertrete die Auffassung, daß es nicht möglich ist, sich aus den eigenen zeitlichen und gesellschaftlichen Bindungen vollständig herauszulösen und Dinge – sozusagen «neben sich selbst stehend» – «objektiv» zu betrachten. Aber es gibt eben nach wie vor Fachvertreter, die in diesem Punkt anderer Ansicht sind – ob aus Bequemlichkeit, mangelnder Reflexion oder wirklicher Überzeugung, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls meine ich, daß der missionarische Eifer, auch den letzten Kollegen vom eigenen wissenschaftstheoretischen Standpunkt zu überzeugen, unnötige Energie verschleißt und im Grunde von Intoleranz zeugt. Man sollte vielmehr dazu übergehen, die Forderung nach Handlungsbezug – wenn man sie auf theoretischer Ebene vertritt – auch in tatsächliche wissenschaftliche Handlungen umzusetzen. Ich werde mich im folgenden daher auch nicht mit der Rechtfertigung dieses Standpunktes beschäftigen, sondern mit einigen Konsequenzen für die praktische Forschungsarbeit.

Dazu ist es vielleicht sinnvoll, kurz einige Grundpositionen der Geographie aufzugreifen bzw. zu klären, denn ein Fach, das – wie kaum ein anderes – fast alle Lebens- und Erkenntnisbereiche berührt, könnte nur allzu leicht in die Gefahr geraten, aus dem Auftrag zu Praxisbezug und Handlungsansatz die Legitimation

abzuleiten, sich sozusagen in Fragen aller Lebensbereiche «einzumischen». Hier muß man zunächst festhalten, daß aus wissenschaftstheoretischer Sicht nicht der Betrachtungsgegenstand, sondern die *Perspektive* ein Fach ausmacht. So ist z. B. «der Mensch» ein Untersuchungsobjekt, das unter sehr verschiedenen Aspekten betrachtet werden kann, z. B. dem der biologischen Funktionen (von der Biologie), der Funktionsstörungen (von der Medizin), der gestalterischen Ausdrucksmöglichkeiten (von Musik-, Literatur- und Kunstwissenschaften) usw.

Auch das Objekt «Erde» kann mit sehr unterschiedlichen Frageansätzen betrachtet werden, d. h. es werden jeweils Teilaspekte herausgegriffen, die verschiedene Wissenschaftsbereiche konstituieren. Fachdisziplinen ergeben sich also eher durch die Betrachtungsweisen der Forschenden und nicht aus der «Natur» der Objekte. Dazu kommt, daß nicht nur die immer stärkere Spezialisierung im Laufe der Wissenschaftsentwicklung zu Fächerspaltungen führte, sondern oft geradezu Zufälligkeiten der Institutionalisierung.

Damit erscheint der in der Geographie lange Zeit zäh unternommene Versuch, «ihren» Betrachtungsgegenstand gegen andere Disziplinen abzugrenzen, relativ bedeutungslos. Vielleicht kann man sich auf die Aussage einigen, daß auf der einen Seite die *räumliche* Betrachtung ein *Einstieg* für geographische Analysen ist, die aber dann nicht bei den rein räumlichen Strukturen stehenbleiben dürfen, sondern z. B. die gesamte Gesellschaft mit einbeziehen müssen, wenn es um Einflüsse des Menschen auf den Raum geht, daß aber auf der anderen Seite die Geographie den Raum nicht als «exklusives Objekt» für sich gepachtet hat.

Wenn man nun die verschiedenen neueren Ansätze in der Geographie betrachtet, die einerseits die immer stärkere Spezialisierung widerspiegeln, andererseits aber auch die geforderte Verflechtung mit anderen Disziplinen der natur- und gesellschaftswissenschaftlichen Bereiche, dann scheint es vielleicht manchmal

* Vortrag, gehalten am Geogr. Institut der Universität Zürich im WS 1983/84

Roswitha Hantschel, Prof. Dr., Institut für Kulturgeographie Johann Wolfgang Goethe-Universität, Senckenberganlage 36, D-6000 Frankfurt am Main 11

so, als ginge dadurch auch noch eine gemeinsame *Perspektive* des Faches verloren. Dennoch lassen sich einige immer wiederkehrende Grundgedanken in bezug auf den Raum als Ansatzpunkt finden (vgl. HANTSCH, 1984):

1. der Raum als «Registrierplatte» physikalischer, chemischer, biologischer und anthropogener Kräfteeinwirkungen und Prozesse (Beschreibung und Erklärung von Raummustern und deren Veränderungen)
2. der «absolute» Raum als Einflußfaktor auf physikalische, chemische, biologische und anthropogene Komponenten (metrische Distanzen wirken sich als Widerstandsfaktor bei allen Ausbreitungsvorgängen, Transporten, Kontakten, wechselseitigen Beziehungen usw. aus)
3. der «relative» Raum als Einflußfaktor (absolute Strecken sind durch unterschiedliche Transportmittel oder Medien verschieden gut überwindbar, sie werden außerdem von Menschen verschieden wahrgenommen und bewertet usw.)
4. der Raum als «gestaltbares Objekt».

Diese vier Punkte geben in ihrer Abfolge gleichzeitig eine Entwicklung jüngerer geographischer Perspektiven wieder. Der physiognomische Ansatz wurde insofern erweitert, als nun nicht mehr nur *sichtbare* Elemente von Erdausschnitten beachtet werden, sondern auch Zusammenhänge, die nicht direkt physiognomisch faßbar sind, Prozesse, die etwa auf wirtschaftlicher und sozialer Ebene ablaufen. Mit der Forderung nach Handlungsbezug gewinnen außerdem nicht nur solche Prozesse an Bedeutung, die bereits abgelaufen sind und zu räumlichen Mustern und Strukturen geführt haben, sondern auch solche, die gerade im Gange und damit noch beeinflussbar sind (z. B. Tendenzen sich verändernder Handlungsstrukturen). Neben die Aufgabe des Faches, historische und rezente Raumstrukturen zu erfassen und vor allem zu erklären, welche Zusammenhänge sie steuern, tritt bei dieser Auffassung des Auftrages von Wissenschaft auch die Perspektive der Bewertung solcher Strukturen anhand von Normen und der Umsetzung analysierter Zusammenhänge in Handlungsanweisungen für zukünftige Entwicklungen.

Dies hat nicht zuletzt auch Auswirkungen auf den Stellenwert von «Faktenwissen»: Es ist nicht mehr nur *Ziel* der Analyse, sondern wird gleichzeitig zum *Mittel* für das Erkennen von Problemen, den Ansatz zu Lösungsüberlegungen und das Abwägen von Alternativen.

An dieser Stelle muß vielleicht auch das Raumkonzept der Geographie insgesamt etwas beleuchtet werden. Es wurde bereits deutlich, daß in Erklärungsansätze sowohl absolute als auch relative Betrachtungsweisen eingehen. Es gibt aber nicht nur unterschiedliche Auffassungen über die Art der Einwir-

kung des Raumes – in absoluter oder relativer Form –, sondern auch über seinen Stellenwert als Einflußfaktor gegenüber gesellschaftlichen Strukturen bzw. in der Wechselwirkung mit ihnen. Heute kann man im wesentlichen drei Positionen unterscheiden (vgl. SOJA, 1980):

1. «horizontale» (räumliche) Disparitäten sind das Ergebnis «vertikaler» (Klassen-)Unterschiede. Dem Raum wird damit *jeder* Erklärungswert für gesellschaftliche Prozesse abgesprochen. Die sich auf Marx berufenden Vertreter dieser Position machen daher auch vielen neueren, bereits gesellschaftsbezogenen Raumanalysen den Vorwurf des «Raumfetischismus» (Beispiele finden sich vor allem in der Geographie des «real existierenden Sozialismus»).
2. Räumliche Strukturen werden in ihrer *Wechselwirkung* mit gesellschaftlichen Prozessen zwar analysiert, die räumliche Komponente wird dabei aber letztlich der sozialen und ökonomischen *untergeordnet*. Bekannte Vertreter dieses Ansatzes sind z. B. HARVEY und CASTELLS.
3. Räumliche Muster sind sowohl eine Folge als auch ein Steuerungsmechanismus gesellschaftlicher Verhältnisse. Diese (dialektische) Vorstellung wird vor allem in den Arbeiten von LEFEBVRE und MANDEL vertreten.

Inwieweit dabei von Lefebvre die Rolle des Raumes gelegentlich überbetont – fast verabsolutiert – wird, ist umstritten. Soweit die Wechselwirkung zwischen Raum und Gesellschaft diskutiert wird, basieren viele dieser Ansätze auf einem marxistischen Gesellschaftsmodell, das von starren Klassenstrukturen und -beziehungen ausgeht. Diesbezüglich stellt die Konzeption von LACOSTE insofern eine Weiterentwicklung dar, als seinen Überlegungen eine differenziertere, den jüngeren sozialen und ökonomischen Entwicklungen angepaßte, mehr pluralistische Gesellschaftsanalyse zugrunde liegt. Es geht z. B. ansatzweise die Überlegung ein, daß Raumwahrnehmung, -bewertung und -inwertsetzung auf den unterschiedlichen gesellschaftlichen Aggregationsniveaus voneinander abweichen. Dieses Konzept der verschiedenen Gesellschaftsebenen findet sich übrigens auch in der deutschsprachigen Soziologie (z. B. bei LUHMANN). In Abb. 1 wurde versucht, einige dieser Gedanken zusammenzufassen.

Dazu muß jedoch betont werden, daß es sich nicht um das Modell eines Gesellschaft-Raum-Systems handelt, sondern nur um die Schematisierung einiger Grundelemente und -prinzipien eines solchen Modells. So wurden z. B. die Verflechtungen innerhalb und zwischen den Elementen ebensowenig dargestellt wie die räumliche Dimension, die überwiegend nicht-euklidisch sein müßte, und auch die Andeutung der Zeitachse ist nur ein Hinweis auf die Dynamik des Gesamtkomplexes.

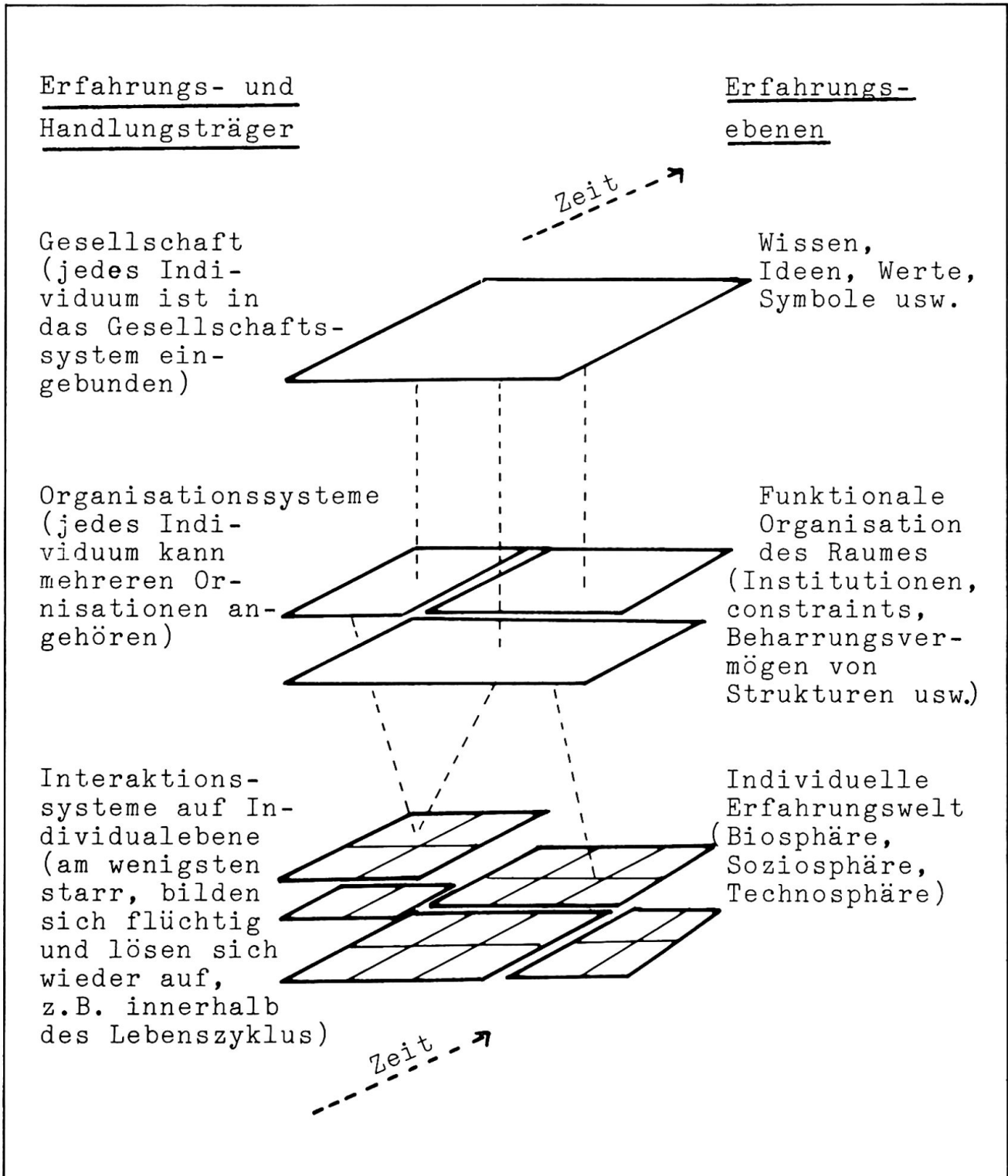


Abb. 1

Dieser Ansatz muß sicher in der Geographie intensiver verfolgt werden. Es ist zu berücksichtigen, daß die Akteure der verschiedenen Gesellschaftsebenen über unterschiedliche Entscheidungsspielräume und Aktionsradien verfügen und verschiedenen *Restriktionen* ihrer Handlungsmöglichkeiten unterliegen. Dieser Punkt ist nicht nur wichtig für die *Erklärung* räumli-

cher Strukturen und Prozesse, sondern auch für die Anwendung in der Planung, da die Rahmenbedingungen, die für eine Inwertsetzung des Raumes geschaffen werden, nicht für alle Individuen, Gruppen und Organisationen die gleiche Bedeutung haben. Banal ausgedrückt: eine geometrische Gleichverteilung von Standorten schafft noch keine soziale Gerechtigkeit.

Die Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit des Schemas wurde hier bewußt in Kauf genommen, um zu verdeutlichen, daß diese Art der Darstellung an ihre Grenzen stößt, wenn es um die Behandlung solcher komplexen Zusammenhänge geht. An diesem Beispiel wird vielleicht besonders klar, daß ein Modell nur eine «Denkhilfe» sein kann, eine Vereinfachung der Realität und nicht ihre Abbildung (eine Tatsache, die offenbar häufig vergessen wird). Im vorliegenden Fall soll gezeigt werden, daß Aktionen innerhalb eines Gesellschaft-Raum-Systems zwar auf verschiedenen Ebenen ablaufen, daß diese aber niemals voneinander isoliert sind. Natürlich ist es möglich und arbeitstechnisch sogar notwendig, einzelne Komponenten herauszugreifen und – evtl. nochmals in Teilaspekten – zu untersuchen (z. B. die raumwirksame Tätigkeit bestimmter Organisationen). Die Ergebnisse müssen dann aber in ihrer Relativität zum Gesamtsystem gesehen werden. Sie erfassen keine direkten Ursache-Wirkung-Beziehungen, sondern Zusammenhänge aus der Sicht einer bestimmten Erfahrungsebene und unter den Einflüssen der Restriktionen anderer Handlungsebenen. Nicht die immer detailliertere Analyse solcher Teilaspekte und der Versuch, sie möglichst weitgehend zu quantifizieren, erweitern also allein das Wissen über Zusammenhänge und Prozesse in Gesellschaft-Raum-Systemen, sondern es bedarf auch der Kenntnis von Relativität und Verflechtungen, die vielleicht teilweise nur qualitativ faßbar sind (was durchaus nicht bedeutet, daß ihre Berücksichtigung weniger wissenschaftlich ist). Das «mechanistische» Weltbild der klassischen Naturwissenschaften, das übrigens dort längst in Frage gestellt wird, erweist sich in immer stärkerem Maße als ungeeignet für eine Erfassung und Darstellung realer – auch zunächst einfach erscheinender – Zusammenhänge.

Als Folge solcher Überlegungen findet ein Ansatz zunehmend Eingang in wissenschaftliche Arbeiten, der zwar in seinen Ursprüngen auch von mechanistischen Auffassungen geprägt war, inzwischen aber starke Modifizierungen erfahren hat: die systemtheoretische Betrachtung (in Abb. 1 wurde entsprechend der Systembegriff verwendet).

Für die Systemtheorie gilt zunächst das gleiche wie für alle anderen wissenschaftlichen Methoden auch: sie stellt den Versuch dar, die Komplexität der Realität so weit zu strukturieren und modellhaft abzubilden, daß sie für die menschliche Erkenntnisfähigkeit faßbar wird. Entsprechend liegt diesem Ansatz eine Annahme zugrunde, die unseren Denkstrukturen entspricht und damit Zusammenhänge verständlich macht: es wird davon ausgegangen, daß die Interaktionen zwischen den Teilen eines Systems nach allgemeingültigen Regeln ablaufen, unabhängig davon, ob es sich um das Zusammenwirken mechanischer Teile, um organische Substanzen oder soziale Individuen handelt.

Gegenstand der systemtheoretischen Analyse ist also vor allem die Art des *Funktionierens* eines Systems, das stets als zweckgerichtet betrachtet wird, wobei dieser Zweck hauptsächlich in der Erhaltung des Systems, in der *Selbstorganisation* gesehen wird. Dies bedeutet aber wie gesagt nicht, daß die Realität in dieser Weise organisiert *ist*, sondern daß sie es sein *könnte*, zumindest in den Bereichen, die unserem Wahrnehmungsvermögen zugänglich sind.

Wie bereits angedeutet, hat der systemtheoretische Ansatz parallel zur Wissenschaftsentwicklung sowohl in den Natur- als auch Gesellschaftswissenschaften erhebliche Veränderungen erfahren. Die Möglichkeit der Darstellung von Zusammenhängen in Form von einfachen Ursache-Wirkung-Beziehungen wird zunehmend in Frage gestellt. Der Einfluß von Verflechtungen, die in klassischen Modellen oft als «Störfaktoren» eliminiert wurden, wird stärker betont, der Stellenwert von Qualitäten gewinnt an Bedeutung gegenüber reinen Quantitäten ebenso wie die Dynamik von Systemen, die ihre Ursache auch in den Elementen selbst hat.

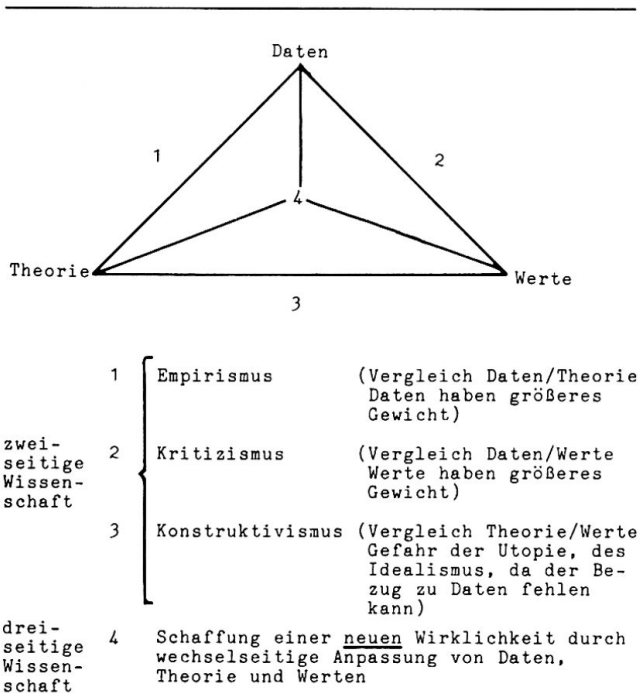
Diese Erweiterungen machen es möglich, auch Zusammenhänge als Systeme zu erfassen, in denen nicht nur Objekte *reagieren*, sondern «Subjekte» *agieren*. Das strittige Problem bei der Übertragung der Systemtheorie auf gesellschaftswissenschaftliche Bereiche bezog sich vor allem darauf, ob man nicht bewußtes Handeln des Menschen anders auffassen müsse als das Unterordnen anorganischer, aber auch organischer Teile (z. B. in «Naturkreisläufen») unter den – von diesen Teilen selbst nicht reflektierten – Zweck der Systemerhaltung.

Die Frage, wie weit menschliche Entscheidungen wirklich «frei» sind bzw. wie weit es sich nur um einen Spielraum innerhalb weiterer Grenzen als bei «Objekten» handelt, muß jedoch nicht entschieden werden, wenn die ursprünglich sehr enge Definition des Systemzwecks aufgegeben wird. Zum einen ist es möglich, sowohl diese Grenzen als auch – damit rückgekoppelt – den Systemzweck als dynamisch aufzufassen, zum anderen erfährt mit dem Einbezug von Qualitäten auch der Gedanke Beachtung, daß solche Qualitäten unterschiedlich erfahren und bewertet werden.

Der Zweck eines Gesellschaft-Raum-Systems, der die Interaktionen steuert, ist damit also nicht eine Erhaltung um jeden Preis, bei der alle Teile «eliminiert» werden, die nicht anpassungsfähig oder -willig sind. Er besteht auch nicht darin, quantitative Werte zu optimieren und einen entsprechenden Gleichgewichtszustand herzustellen (wie z. B. in klassischen und neoklassischen ökonomischen Modellen), sondern läßt grundsätzlich die Möglichkeit offen, die Dynamik von Einzelementen aufzugreifen und selbst mit Veränderungen zu reagieren, die Existenzberechtigung dieser Einzelemente als Wert zu

reflektieren, Werte und Normen zu setzen, zu erhalten und gegebenenfalls auch zu verändern.

Der Einbezug von Wertungen ist natürlich nicht neu, aber in neueren Ansätzen ist eine Veränderung der Stellenwerte von Empirie, Theorie und Werten eingetreten. JOHAN GALTUNG (1979) hat dafür ein einprägsames Schema von «zweiseitiger» und «dreiseitiger» Wissenschaft konstruiert:



nach: GALTUNG, J., 1979

Abb. 2

Anwendung von Wissenschaft bedeutet nach dieser Auffassung, daß alle drei Seiten aufeinander abgestimmt werden müssen: Die *Theorie* ist zu verändern, wenn sie mit der Realität und mit Normen nicht übereinstimmt (die Gleichgewichtstheorie stimmt z. B. nicht mit der Norm der Chancengleichheit überein), die Realität ist zu verändern, wenn sie nicht mit der Theorie übereinstimmt, die an Normen ausgerichtet ist, und die Normen müssen angepaßt werden, wenn sie nicht mit realen, unveränderlichen Restriktionen zu vereinbaren – also utopisch – sind (so ist z. B. nicht jede wünschenswerte soziale Versorgung mit den begrenzten Ressourcen abzudecken).

Nun könnte man einwenden, das sei ja alles gar nicht neu, die Geographie sei schon immer eine anwendungsbezogene Wissenschaft gewesen, und die vielen Rechtfertigungsversuche für das Überleben des Faches in den 60er und 70er Jahren hätten gerade auf der Umsetzbarkeit von Analyseergebnissen in die konkrete Raumplanung basiert. Das ist zwar richtig,

aber zwischen diesen beiden Auffassungen von Anwendung bestehen doch erhebliche Unterschiede. Die Bestandteile «Analyse – Ziele – Vorschläge – Handlung» werden nämlich in ganz verschiedenen Bereichen angesiedelt: die engste Form des Wissenschaftsbildes zieht den Trennungsstrich nach «Analyse» – alles andere wird der «Praxis» zugewiesen, der «Umsetzung», nach der sich Wissenschaft nicht richten muß oder sogar nicht darf (hier sei nur der Disput um die sogenannte «Wertfreiheit» genannt).

Der Vorschlag der dreiseitigen Wissenschaft sieht dagegen den Komplex als untrennbare Einheit und in dieser Gesamtheit auch als Aufgabe der Forschung an. Dabei verlieren die empirischen Daten ihren Absolutheitscharakter, denn es wird berücksichtigt, daß sie schon das Ergebnis von Theorien und Werten sind und daß sie grundsätzlich veränderbar sind, d. h. die Auswirkungen von Zielen und Vorschlägen können wie beim Schema der Deduktion als «feedback» eingehen und neue Daten erzeugen, die dann wieder anhand von Theorien und Werten zu überprüfen sind.

Wenn man die Gedanken zur Systemtheorie und zum Handlungsbezug zusammenfaßt, dann zeigt sich, daß ein verändertes *Menschenbild* entsteht; es verbietet sich, den Menschen – wie in vielen älteren Modellen – wie eine Maschine zu betrachten, denn damit schneidet man einen wesentlichen Aspekt ab. Er ist gleichzeitig durch physische, biologische und strukturelle Faktoren gebunden *und* frei in seiner Entscheidung, er *agiert und reagiert*. Sein Handeln ist ein ständiges Wechselspiel zwischen Tun und Denken. Das bedeutet gleichzeitig, daß wir nicht einen «neuen Menschen» schaffen müssen (oder können), der an unsere bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse anzupassen ist, sondern daß das wissenschaftliche Menschenbild die Entscheidungsfreiheit bzw. -möglichkeit und die menschliche Eigenverantwortung einbeziehen muß.

Wenn man von empirischen Generalisierungen spricht, wird oft vergessen, daß die vermeintlich erkannten Regelmäßigkeiten im Handeln des Menschen natürlich auch von der Auswahl der Daten und den Techniken der Verarbeitung mitbestimmt sind. Wenn man Analysetechniken verwendet, die auf Kategorisierung und Linearität basieren, werden die Ergebnisse auch diesen Ansatz widerspiegeln. Natürlich ist es ein durchaus legitimes Anliegen wissenschaftlicher Verfahren, Komplexität zu vereinfachen und damit durchschaubarer zu machen, aber man muß sich dessen bewußt bleiben, daß man dabei – auch oder gerade in bezug auf den Menschen – nur einen Teil erfaßt und nicht «die» Realität. Je stärker die Generalisierungen sind, um so mehr wird die Vielfalt menschlicher Möglichkeiten verkürzt.

Zur Demonstration von Zusammenhängen – z. B. in Modellen – ist eine solche Reduktion wie gesagt

durchaus zulässig (wenn sie bewußt bleibt) – fatal wird es, wenn dieses verkürzte Bild als «aus der Empirie gewonnene Erkenntnis über die Realität» aufgefaßt und z. B. direkt in Planungsaussagen umgesetzt wird – etwa nach dem Muster: «Die Gruppe der mittleren Angestellten kauft am liebsten im Shopping-Center außerhalb der Stadt ein.» Eine Planung aufgrund solcher kategorialer Aussagen tendiert dazu, auch statische und kategoriale Gesellschaften und Räume hervorzubringen. Je mehr die Menschen es gewohnt sind, daß man in dieser Weise für sie plant, um so weniger sind sie in der Lage, ihre Möglichkeiten zur eigenen Entfaltung überhaupt wahrzunehmen und einzusetzen, und um so mehr melden sie nur noch unreflektierte Wünsche an, ohne Eigenverantwortung übernehmen zu wollen und begründete Restriktionen anzuerkennen.

Es ist interessant zu beobachten, daß die Konsequenzen solcher Überlegungen in der Anthropogeographie ziemlich gleichzeitig und teilweise völlig unabhängig voneinander gezogen wurden. Während z. B. bis zum Beginn der 70er Jahre räumliche Differenzierungen nur im Zusammenhang mit der Analyse von Raumstrukturen und mit Regionalisierungsansätzen Beachtung fanden, rückten nun die Ursachen und Konsequenzen räumlicher und gesellschaftlicher Ungleichheiten selbst zunehmend in den Mittelpunkt.

Wie so oft fand dieser Ansatz seinen schriftlichen Niederschlag zuerst in der angelsächsischen Geographie, z. B. in der Arbeit von COATES/JOHNSTON/KNOX (1977) oder der Aufsatzsammlung von LEY/SAMUELS (1978). Aber – wie gesagt – entsprechende Überlegungen wurden im deutschsprachigen Bereich gleichzeitig angestellt, wenn auch Arbeiten im Gefolge des funktionalen Ansatzes der Sozialgeographie und der sogenannten Quantitativen Revolution zahlenmäßig eindeutig in der Überzahl waren bzw. noch sind.

Die Verbindung von Gesellschaft und Raum wird als untrennbare Einheit gesehen, in der komplexe und dynamische Wechselwirkungen ablaufen, d. h. es ist weder möglich, Fragestellungen auf eine «räumliche Komponente» zu reduzieren (es sei denn, es handelt sich um eine reine *Beschreibung* von Raummustern), noch kann man Erklärungsansätze einseitig in ökonomischen Zusammenhängen suchen, wie es einige sogenannte «Neomarxisten» tun. Dazu ist zu bemerken, daß die Überbetonung wirtschaftlicher Faktoren bei Marx sicher auch zeitbeeinflusst ist – was oft übersehen wird – und daß viele «marxistische» Ansätze der Erklärung von räumlichen und sozialen Ungleichheiten sehr stark in der analytischen Tradition der klassischen Ökonomie verhaftet sind. Handlungen des Menschen werden eindimensional auf Reaktionen auf ökonomische Zusammenhänge reduziert. In ihrer Einleitung zu «Humanistic Geography» vergleichen Ley und Samuels diese Auffassung des «economic man» mit dem Abbild der Pawlowschen Hunde und ihren mechanistischen Reaktionen –

sicher ein etwas bössartiger Vergleich, aber im Kern wohl zutreffend.

Im Zusammenhang mit dem welfare approach und in Reaktion auf Probleme, die mit einer zu starken Ausrichtung der Gesellschaftswissenschaften – und damit auch der Anthropogeographie – an den analytischen Instrumenten der Naturwissenschaften auftauchen, entsteht zurzeit so etwas wie eine «Renaissance des Humanismus». Es findet sich in der Tat eine Parallele zwischen der Zeit der Renaissance und dem 20. Jahrhundert: die italienischen Humanisten wandten sich gegen den Niedergang des christlichen Humanismus im Mittelalter – die heutigen wenden sich gegen die Vernachlässigung des «Menschlichen» in der Wissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die mit ihrer analytischen Methodologie alles «sezierte», in Kausal-Modellen abbildete und sich immer mehr in das Leitbild von den «Wundern der Technik» verstieg. Im Mittelpunkt stand das «Machbare», die Möglichkeit der Gestaltbarkeit – auch des Raumes – durch die Fortschritte der *Technik*. Dabei wurden aber mehr und mehr die eigenen Grenzen aus den Augen verloren und nicht beachtet, was von dem Machbaren dem Menschen auch *zutraglich* ist.

Der neue Humanismus versucht, den Menschen wieder als Ganzes zu beachten – nicht nur seine quantifizierbaren ökonomischen Bedürfnisse, sondern auch solche Grundanliegen wie das Recht auf Entfaltung der Persönlichkeit oder der Selbstverantwortung. Gleichzeitig rückt er aber auch ab von dem stark menschenzentrierten – teilweise geradezu überheblichen – Weltbild, das sich im Zuge der Erfolge wissenschaftlicher und technischer Fortschritte entwickelt hat, und sieht den Menschen wieder stärker eingebunden in den Gesamtzusammenhang der «Umwelt» als System.

Wir haben zwar z. B. in den meisten Grundgesetzen zumindest das Ziel der Chancengleichheit aller Bürger eines Staates verankert und auch im entsprechenden Strafsystem abgesichert, aber das Lebensrecht oder zumindest die Chance zum Überleben wird für die sogenannte «natürliche Umwelt» nur dort berücksichtigt, wo Schäden inzwischen wiederum den Menschen selbst bedrohen. Wir reklamieren es als «human», wenn nicht mehr nur das Recht des physisch Stärkeren gilt, aber die angedeuteten Überlegungen gehen noch weiter: daß auch nicht mehr nur das Recht des «Machbaren» gelten darf.

Natürlich führt das sofort zu allgemein- und sozialphilosophischen Fragen – aber das Argument «das hat ja nichts mehr mit Geographie zu tun» hat wohl heute genügend an Gültigkeit verloren, um solche Fragen guten Gewissens beiseite schieben zu können.

Das heißt durchaus nicht, daß man nun alle bisher erarbeiteten Möglichkeiten der analytischen Modellbildung und der quantitativen Verfahren und Techniken über Bord werfen müßte, wie es z. B. – leider

möchte ich sagen – in den jüngsten Veröffentlichungen von GUNNAR OLSSON (1980) zum Ausdruck kommt, der sich in eine Art «intellektuellen Kokon» zurückzieht. Ich sehe die in der Anthropogeographie bisher erarbeiteten Theorien und Modelle vielmehr als eine Grundlage, auf der man aufbauen und weiterarbeiten muß. So sind z.B. die neoklassisch fundierten Standortmodelle, die von einem «homo oeconomicus» ausgehen, sicher nicht *normativ*, denn sie zeigen nicht, wie die Realität aussehen sollte. Sie sind auch nicht positivistisch, denn um das abzubilden, was sich in realen Standortsystemen *wirklich* abspielt, vernachlässigen sie zu viele Faktoren. Aber sie zeigen sehr deutlich, was passieren *würde*, wenn die dargestellten ökonomischen Zusammenhänge *allein* Einfluß hätten. Wenn wir das dort dargestellte Bild nicht akzeptieren, weil es nicht mit gültigen Normen und Zielen übereinstimmt, liefern solche Modelle aber den *Ansatzpunkt* für steuernde Einflüsse und werden damit zum Vermittler zwischen wissenschaftlicher Analyse und Handlung im Sinne einer «engagierten Geographie» oder «dreiseitigen Wissenschaft».

Zitierte Literatur

- CASTELLS M. (1977): Die kapitalistische Stadt, Berlin-Hamburg
 COATES B.E., JOHNSTON R.J. und KNOX P.L. (1977): Geography and Inequality, Oxford-London
 GALTUNG J. (1979): Methodologie und Ideologie, Bd.1, Frankfurt a.M.
 HABERMAS J. und LUHMANN N. (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt a.M.
 HANTSCHER R. (1984): Fachmethodologische Prinzipien in: Köck H. (Hrsg.): Handbuch des Geographieunterrichts, Bd.1
 HARVEY D. (1976): Social justice and the city, London
 LACOSTE Y. (1975): Die Geographie, in: Châtelet F. (Hrsg.): Geschichte der Philosophie, Bd. 7, Frankfurt a.M.-Berlin-Wien
 LEFEBVRE H. (1976): Die Stadt im marxistischen Denken, Ravensburg
 LEY D. und SAMUELS M.S. (1978): Humanistic Geography, London
 MANDEL E. (1978): Late capitalism, London
 OLSSON G. (1980): Birds in egg – eggs in bird, London
 SOJA E.W. (1980): The socio-spatial dialectic, in: Ann. Ass. of Am. Geogr., Vol. 70

Literaturbesprechung

RENFER Christian: Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Band I: Zürichsee und Knonaueramt. 716 S., 1463 Abb., 1 Farbtafel, Schweiz.Ges. für Volkskunde/Verlag Krebs AG, Basel, 1982, Fr. 128.--.

Die Aktion Bauernhausforschung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (nach jahrzehntelang vorausgegangen Häuserforschung und Typendiskussion durch Hunziker, Gladbach, Schwab, Brockmann-Jerosch) hat ihre Wurzeln in den Jahren des angefachten Heimatbewusstseins und der "Landi"-Welle und führte über Initiativen von Prof. Richard Weiss im Kanton Zürich speziell zur grossen Grundlagensammlung Jakob Zollingers und damit zur Abgrenzung von Bearbeitungsgebieten (Band 2: Zürcher Oberland, Band 3: Zürcher Unterland). Der vorliegende Band ist der neunte des grossartigen Unternehmens ein umfassendes Inventar zu schaffen "Die Bauernhäuser der Schweiz"; zugleich ist es der erste von den drei Bänden "Die Bauernhäuser des Kantons Zürich". Die Editionsverspätungen sind im Rückblick über Forschungseinsatz und Finanzierungs-

mühen verständlich.

Die straffe Tendenz, ausgegangen vor allem von Max Gschwend, das Bauernhaus aus seiner geographischen Verbundenheit – Engadinerhaus, Jurahaus etc. – (dem allgemeinen Volksempfinden und langen Schulgebrauch widersprechend) stark zu lösen und in reine Konstruktionstypologie zu ordnen, charakterisiert die zentralen Kapitel und bildbandreiche Illustration auch dieses handschweren Werkes. Eine so abschliessend-gründliche Dokumentation ist als Bestandesaufnahme in unserer jegliche Kulturerscheinung umprägenden Wendezeit unüberschätzbar. Gerade im behandelten Gebiet haben sich in den jüngsten Jahrzehnten unter dem Einfluss der kulturlandschaftlichen Verstädterung strukturelle Wandlungen eingedrängt, "die die letzten Spuren des alten Wirtschaftsgefüges auszulöschen drohen." Selbst im Innern der Häuser führte gesellschaftlicher Trend "mancherorts zum Verlust wertvoller Baukultur, deren Reichtum doch gerade die Zürichseeegend so augenfällig geprägt hat..." Die wissenschaftliche Inventarisierung schafft einen konkreten Erinnerungsbe-